

ihn einkerkerte und nur noch als das gebrochene Opfer fürstlicher Launen entließ. Es ist der gleiche Schubart, der, in der Enge seiner Heimat erstickend, maßlos, lebensgierig, ein genialischer Egoist, sich selbst nicht in Zaum zu nehmen wußte und so dem Unglück entgegen-taumelte. Ein Opfer, wie es deren in unserem Volk bis in die Gegenwart so viele gegeben hat. Hingerissen von Kraft und Schicksal seiner Gestalt, hat Lilienfein hier seiner Heimat ein großes Geschenk, ein von ihrer Geschichte und ihrer Wesensart prall gefülltes Buch ge-reicht.

1910 lehnte Lilienfein es ab, nach Stuttgart zu kommen. 1920, nach der Katastrophe des Krieges, nahm er, Berlin verlassend, in Weimar ein Amt an, dem er bis zur Stunde treu blieb. Er wurde Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung in Weimar, deren Aufgabe es ist, notleidenden und gealterten Schriftstellern zu helfen. Hier gab es viel zu sorgen und zu lindern. In einem Roman Lilienfeins findet sich das Wort: „Taten ohne Worte leben wohl, aber Worte ohne Taten sind tot.“ Die Güte und Menschlichkeit, die sein Werk ausstrahlt, konnte nun hier im praktischen Leben verwirklicht werden. Es ist kein leichtes Amt: Immer wieder rissen ihm die Unglücksjahre seit 1920 – Inflation, Krieg, Währungsreform – die Mittel aus der Hand, immer von neuem hat er sie, auch jetzt, wieder gesammelt, um wenigstens bescheiden helfen zu können. In Berlin war er, wie er selbst sagt, fünfzehn Jahre lang nach einer träumerisch-überschwenglichen Jugend in die „gesunde Schule der Nüchternheit und zähen Arbeitsamkeit“ ge-gangen. Wir fühlen uns an ähnliche Worte und Geständ-nisse des jungen Gottfried Keller über seine Berliner Erziehungsjahre erinnert. Der Lohn war nicht aus-geblieben. Er zeigte sich nicht in einer lauten Publizität; niemals wird Lilienfein am lärmenden Markt stehen, heute auf den Thron gesetzt, morgen schon geschmäht.

Vielleicht widerspricht es überhaupt dem schwäbischen Wesen, viel von sich reden zu machen. Dennoch flossen ihm mancherlei Ehrungen zu: die silberne Wartburg-rose deutscher Dichtung, die auch Paul Ernst, Agnes Miegel, Hermann Stehr, Börries von Münchhausen er-hielten, die Goethe-Medaille, die 1932 der Reichspräsi-dent verlieh, der Schwäbische Dichterpreis. Alle diese Ehrungen waren nicht nur dem Dichter, auch dem be-währten treuen Verwalter der Schillerstiftung, dem Not-helfer in schwierigen Lagen gewidmet.

Wir wollen hier nicht prophezeien, was in einer un-gewissen Zukunft von Lilienfeins Werk lebendig er-halten bleiben wird. Immer gültig wird der Grund-gedanke sein, der alle seine Arbeiten durchzieht: Der Leidensweg des Menschen aus Irrtum und Selbstverken-nung zur Klarheit über sein Selbst-sein und zu einem handelnden Bekennen gegen alle und trotz aller Be-irrungsversuche. Gültig bleibt seine Lehre eines meta-physischen Individualismus, der nicht ein Sich-Ausleben, sondern ein Sich-in-den-Dienst-Stellen, ja, ein Sich-selbst-Opfern bedeutet. Gültig bleibt der Ernst dieses Schaffens, sein Sinn für die Würde der Sprache und die Wärme seines menschlichen Ethos. Lilienfein hat in seinem Roman ein gutes Wort über die Dauer im Geistigen gesagt: „Die sogenannten Klassiker ... schrieben nicht für die Ewigkeit eherne Gesetze auf eherne Tafeln. Und der größte unter ihnen wäre der erste, zu rufen: Legt uns zu den Toten, wenn ihr anders nicht leben könnt! Schafft euch euer eigenes Gesetz, aus eurer eigenen lebensheißten, stürmischen Notwendigkeit. Nur ein Ge-setz laßt es sein und keine Willkür! Mit oder gegen uns – zwingt das Leben und laßt's nicht euch zwingen.“ Möge ihm ein glücklicher Lebensabend gegönnt sein, das Bewußtsein eines gut und aus allen Mühen und Gaben recht erfüllten Lebens. Diesen Gruß sendet ihm heute seine Vaterstadt.

Fritz Martini

Um Stuttgarts Kleinod

„Stuttgarts Kleinod“ –, so lautet der Titel der 1936 erschienenen Geschichte der ehemals königlichen An-lagen, die wir O. Gerhardt verdanken. Sie, die schlecht-weg „Anlagen“ genannt wurden und heute in „Theater-platz“, „Schloßgarten“ und „untere Anlagen“ aufgeteilt sind, sind viele Jahre und Jahrzehnte lang der Stolz und die Freude des ganzen Landes, vor allem aber der Stuttgarter gewesen, die hier ihre Erholung suchten und fanden. Aber sind sie dies auch heute noch?

Auch sie haben schwer unter dem Hagel der Bomben gelitten, zumal in der Nähe des Bahnhofs. Viele der schönsten alten Bäume sind zerfetzt und verstümmelt worden und in den Ofen gewandert, immer wieder sterben weitere Bäume ab, die man zunächst stehen ließ, weil man auf Ausheilung ihrer Splitterschäden hoffte.

Besonders schlimm hat der Tod in den Reihen der alten Platanen gehaust, vom Theatersee bis zum Denkmal Graf Eberhards.

Manches ist geschehen, die Wunden zu schließen und jeder Stuttgarter hat wohl verstanden, daß man nicht überall zugleich beginnen konnte und hat in dem tat-kräftig durchgeführten Wiederaufbau der Wilhelma-gärten und -schauhäuser einen verheißungsvollen Auftakt gesehen.

Aber doch ist, wer heute vom Bahnhof her den Schloß-garten an der Ecke betritt, die dem ankommenden Fremden zuerst in die Augen fällt, enttäuscht. Er fragt sich, worauf man eigentlich noch warte, ehe man diese Ecke, die „Visitenkarte der Stadt“, in würdigen Zu-stand bringt. Wohl ist schon allerhand geschehen, die Zeugen der Fliegerbedrohung sind verschwunden und der Rasen ist wieder in geordnetem Stand, nachdem lange Zeit Gefahr zu drohen schien, er werde, immer



mehr von Buden und Zelten besetzt, allmählich zum Rummelplatz sich auswachsen. Aber noch ist weder Baum noch Busch neu gepflanzt, um den Platz hier gegen die Straße abzuschließen und ihn zum Eintrittsraum, zum Vorhof der Anlagen zu gestalten, und noch immer steht dort die häßliche Baracke aus der Zeit der Not, die niemals ihrem eigentlichen Zwecke gedient hat und neuerdings sogar einen Lagerplatz sich anzugliedern im Begriff zu sein scheint. Ja, man kann Vermutungen hören, daß gerade um diese für das Stadtbild so wichtige Ecke sich allerhand Liebhaber bemühen, zu Zwecken, die alles andere bedeuten würden als die hier so sehr erwünschte würdige Gestaltung.

Dazu kommt, daß noch keine Klarheit zu bestehen scheint über die Erbreiterung der Schillerstraße, die über kurz oder lang unvermeidlich werden wird und eigentlich schon heute dringend erscheint. Wie war es doch noch vor vierzig Jahren, vor der Verlegung des Bahnhofs? In den wohlgepflegten Anlagen zog sich die herrliche Platanenallee vom Theatersee ohne Unterbrechung zum Eberhardsdenkmal, das sie in unvergleichlicher Rundung umfaßte, um sich talab als Kastanienallee fortzusetzen. Das Denkmal lag, fernab vom Lärm des Verkehrs, wohlbehütet im Schutze der rings sich breitenden Baumkronen.

Daß der Durchbruch der Schillerstraße den Zusammenhang zerschnitt, das war nicht zu vermeiden, und wenn

sie heute erbreitert wird und dem Denkmal noch näher auf den Leib rückt, so muß auch das in Kauf genommen werden. Freilich mag man sich fragen, ob dann nicht etwa das Denkmal besser an einen ruhigeren Platz versetzt werden sollte, zumal es ja sein Laubdach verloren hat und das Rund der alten Platanen so stark aufgerissen und weiter bedroht ist, daß es richtiger scheint, den Baumsatz einheitlich völlig zu erneuern, als nur die Lücken auszufüllen – sofern man das Rund überhaupt beibehalten und nicht die Allee geradeaus durchführen will, um den ursprünglichen Durchblick wieder zu öffnen? Dieser Gedanke wird freilich wohl daran scheitern, daß die Kosten der Versetzung zu hoch sind und daß es gar nicht möglich sein wird, einen anderen Platz zu finden, der dessen, der „sein Haupt konnt kühnlich legen jedem Untertan in Schoß“ würdig erscheint. Lassen wir also diese Frage dahingestellt und das Denkmal, das jedem Schwaben ans Herz gewachsen ist, am alten Platze.

Da mündet nahe beim „Eberhard“ die alte Reitallee, vom Neckartor herkommend, in die Schillerstraße ein. Sie bestand hauptsächlich aus Ulmen, die erst durch die Ulmenkrankheit, dann durch die Bomben so stark gelichtet und verunstaltet wurden, daß eine Neupflanzung nicht zu umgehen sein wird, sofern sie überhaupt erhalten bleibt. Aber nun ist der Gedanke aufgetaucht, im Zuge dieser Allee eine Autostraße anzulegen, um die

Neckarstraße vom Neckartor bis zur Schillerstraße zu entlasten. Dadurch würde der ganze Lärm des Verkehrs in die Anlagen selbst auf der Seite hereingetragen, die bisher noch die ruhigste ist, weil sie durch die Häuserreihe der Neckarstraße geschützt wird. Es ginge ja nicht nur um „ruhig dahingleitende“ Personenkraftwagen, man müßte auch die Lastkraftwagen und Krafträder in Kauf nehmen, die den Lärm teils gar nicht vermeiden können, teils gar nicht vermeiden wollen, und das würde, zusammen mit der unvermeidbaren Luftverschlechterung, das Ende der Anlagen als Ort der Erholung bedeuten, welch letztere wahrhaftig auch heute noch kein „Luxus“ ist. Und was wäre gewonnen? Lediglich die Entlastung der Neckarstraße auf eine kurze Strecke, denn von der Schillerstraße aus müßte der Verkehr zum Charlottenplatz ja doch wieder in jene zurückgeleitet werden und dem Verkehr zum Bahnhof dient ja die Cannstatter Straße. Diese ist entlang den unteren Anlagen wohl noch lange hin jedem Verkehr gewachsen und kann im Notfall durch Überdeckung des Nesenbachs erbreitert werden. Zur Behebung der Schwierigkeiten an der Kreuzung mit der Heilmannstraße, der früheren Retraitestraße, dürften geringfügige Abrundungen ausreichen.

Weit bedrohlicher ist der Plan, dort den Verkehr von der Wolframstraße her gegen Süden nicht mehr durch den Querteil der Cannstatter Straße zu leiten, vielmehr die Wolframstraße bis zum Neckartor durch die Anlagen durchzubrechen. Das sieht auf dem Stadtplan ganz einfach und fast selbstverständlich aus und hätte sicher seine Vorteile, denn über die Zweckmäßigkeit, den von Norden nach Süden durch die Stadt flutenden Verkehr vom Bahnhof wegzuziehen, ist nicht zu streiten. Allein diese Strecke würde gerade über die Seen hinweg, über die Insel mit der zerstörten Hylasgruppe führen, den schönsten Teil des Sees zerschneiden

und ausgerechnet das stimmungsvollste Stück der gesamten Anlagen, das am wenigsten von der Zerstörung berührt ist, aufs schwerste treffen. Die mächtigen Platanen am Seeufer sind einmalig und unersetzlich, zumal im Zusammenklang mit dem – leider zur Zeit noch sehr getrübt – Wasser.

Man kann ein Gebäude, das der Planung im Wege steht, abreißen und an anderer Stelle wieder aufbauen oder durch einen Neubau ersetzen, man kann auch Bäume fällen und anderswo neue pflanzen, man kann eine Grünfläche opfern und dafür eine neue, vielleicht schönere anlegen, was man aber nicht kann, das ist, für alte Bäume Ersatz schaffen! Ein Baum, eine Baumgruppe, die in hundertfünfzig und mehr Jahren zu einem wahren Denkmal der Natur herangewachsen ist und noch volle Lebenskraft zeigt, verlangt Achtung und Ehrfurcht von jedem, sie fordert auch vom Verkehrsplaner, daß er ihr nicht als Nurtechniker gegenübertritt, sondern als Mensch.

Wohl sind die „Anlagen“ heute nicht mehr das und können nicht mehr das sein, was sie vor fünfzig Jahren gewesen sind, zur Zeit, als der Großteil der Stuttgarter noch im Tale seine Erholung suchte und fand. Aber ihre kulturelle Bedeutung für das ganze Land haben sie nicht verloren und als Grünfläche für die Erneuerung und Reinigung der Luft, für die Gesundheit der Bevölkerung der unteren Stadt sind sie heute wichtiger als jemals vorher. Und der Mensch und seine Gesundheit ist immer noch wichtiger als der Verkehr, der ihm dienen soll, aber ihn nicht beherrschen, nicht zum Selbstzweck werden darf. Oder sollten wirklich die Stuttgarter heute in den Anlagen nur noch ein Verkehrshindernis sehen, das man nicht schnell genug zum Grünstreifen herabdrücken oder gar einmal ganz beseitigen kann? Wie stellen sich die Stuttgarter zu diesen Fragen?

Otto Feucht

